



HELGA GEBERT

PHANTASTISCHE MÄRCHEN

Von Zwergen, Riesen & Drachen,
Meermädchen & Wassermännern

ANACONDA

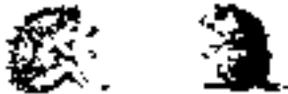
Phantastische Märchen

Phantastische Märchen

Von Zwergen, Riesen & Drachen,
Meermädchen & Wassermännern

Ausgewählt, übersetzt und illustriert
von Helga Gebert

Mit einem Märchen-Lexikon von A-Z



Anaconda

Suchbild. Siehst du den Seewolf, das gehörnte Tümpelmonster, die drei Nixen, die Flussschlange, den alten Seekönig und den schlafenden Wassermann?

Die Originalausgabe dieses Bandes erschien zuerst 1987 bei Beltz in Weinheim und Basel. Textgrundlage ist die 3. Auflage 1992. Orthografie und Interpunktion wurden auf neue Rechtschreibung umgestellt.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2023 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlaggestaltung: dyadesign, Düsseldorf, www.dya.de
unter Verwendung der Coverillustration der Originalausgabe
Satz und Layout: www.paque.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-1319-1
www.anacondaverlag.de

Sweet Child



Inhalt

<i>Von den Riesen</i>	11
Der Riese von Loch Lein und Gelbe Lilie, seine Tochter ...	15
Bist du nicht mein Vater und bin ich nicht dein Sohn? ...	27
Der Riese unterm Berg	33
Die Geschichte von Makoma, das heißt »Größer«	40
<i>Hünen</i>	50
Der bärenstarke, riesengroße, tapfere, berühmte und allerorts gefürchtete Held Fin	52
Tom Ziegenfell	64
Warum der Lachende Gruagach seit einigen Monden schweigt	71
<i>Oger</i>	77
Und es wird wieder werden wie ehemals, die Liebesgeschichte von Dschemil und Dschemila	79
Siehst du meinen großen Kopf, meine langen Arme und mein großes linkes Bein?	99
Jack und die lange, lange Bohnenranke	103
Was beim Blumenpflücken geschehen kann	113
<i>Drachen und Lindwürmer</i>	123
Der Lindwurm, der die Kuhmilch trank	125
Der hässliche, grässliche Wurm vom Spindelstein	132
Stan Bolovan und seine traurige Frau	139
Der Drache des Nordens	154
<i>Gibt es heute noch Riesen?</i>	171
<i>Von den Zwergen</i>	177
<i>Das stille Volk</i>	180
Elidore	182
Noys Abenteuer	186
Käthe Krachdienuss	192
Heinrich und die Burgruine	199

Das verlorene Glöckchen Tingeltuu	209
König Herla	215
<i>Erdleute</i>	221
Warm und kalt aus einem Mund	223
Die Salbe	224
Der Odderbaantje und das grüne Messer	229
Habetrot mit der dicken, langen Unterlippe	233
Die drei Kühe	240
Gänseblume	243
<i>Hausgeister</i>	247
Die Lutkens	250
Der Hinzelmann	254
Der Nis und die schneeweiße Stute	258
Yallery Brown aus dem Loch	262
Der zerlumpte Braunchen	269
<i>Finsterlinge</i>	273
Der schwarze Zwerg	275
Teig O’Kane und die Leiche	278
<i>Hügel männer</i>	293
Einladung zur Kindstaufe	295
Wäre nicht der Krach dieser verflixten Glocken	298
Der getigerte Kater Troll	302
Einseifen und rasieren und die Bärte scheren	304
Montagdienstagmittwoch – das Lied der Zwerge	308
Der alte Griesgram	313
Der goldene Becher von Aagerup	318
Das Fest der Zwerge	320
<i>Anleitungen und Hinweise</i>	329
<i>Rezepte der Zauberer</i>	332
<i>Von den Wassergeistern</i>	335
<i>Wassermänner</i>	337
Die gefangenen Seelen	339



Die Geschenke des Meerkönigs	351
<i>Meerjungfrauen und Nixen</i>	365
Das schöne Mädchen mit dem grünen Haar	368
»Ich bin auf der Flucht vor einer Meerfrau«	375
Die Seejungfrau	393
Der Gesang der Yara	402
<i>Fisch- und Schlangengeister</i>	410
Der Schlangenprinz	412
Der rote Karpfen	422
Als die Fische noch über Land wanderten	430
Der Jüngling, der die Eier aß	434
<i>See- und Meeresungeheuer</i>	441
Der wilde und furchtbare Schrei des Nuckelavee	444
Die Schwarze Seekuh	448
Die Geschichte von den neunundvierzig Kriegerern und der Wasserschildkröte	455
<i>Das Land unter Wasser</i>	463
Das traurige Schicksal der schönen Königstochter Meredith	465
Uraschimataro, Sohn der Insel	470
 <i>Das Märchenlexikon</i>	 479
<i>Riesen & Drachen</i>	481
<i>Zwerge</i>	501
<i>Meermädchen & Wassermänner</i>	517
 Quellen	 539
Nachwort	542

Riesen 13–49 Hünen 50–76 Oger 77–122
 Drachen & Lindwürmer 123–170 Das Stille Volk 180–220 Erdleute 221–246
 Hausgeister 247–272 Finsterlinge 273–292 Hügelmänner 293–328
 Wassermänner 337–364 Meerfrauen und Nixen 365–409
 Fisch- und Schlangengeister 410–440 See- und Meeresungeheuer 441–461
 Das Land unter dem Wasser 463–477



IN JUNER ZEIT



Von den Riesen



Es gab einmal eine Zeit, so glaubten unsere Vorfahren, die alten Germanen, da war nichts: weder Himmel noch Erde. Nichts außer dem Ginnungagap, dem gähnenden Abgrund. In diesem Abgrund brodelte Wasser und zischte Feuer. Und aus den Feuerfunken und dem Wasserdampf entstand Ymir, der Ur-Riese, und Audhumbla, die milchreiche Kuh.

So waren ein Riese und eine Kuh die ersten Lebewesen.

Eines Tages schlief Ymir ein und schwitzte sehr. Da wuchsen aus seinen Füßen sechsköpfige Riesen und aus seiner linken Achselhöhle ein Riesensohn und eine Riesentochter. Von diesen stammt das gewaltige Geschlecht der Riesen ab. Die Riesen vermehrten sich, und die Götter wurden geboren. Ihr Vater war Bör, der Sohn des Buri, der aus einem Eisblock entstand, und ihre Mutter die Riesin Bestia. Die Götter erschlugen Ymir, den Ur-Riesen, im Kampf, und aus Ymirs Gebeinen entstand die Er-

de mit ihren Gebirgen und Meeren, und aus seinem Fleisch entstanden die Bewohner der Erde, die Zwerge, die Elfen und schließlich auch die Menschen.

In Ymir's Blut aber ertranken alle Riesen, außer Bergelmir und seinem Weib. Die retteten sich (wie Noah in seiner Arche) in einem Boot vor der großen Flut. Der Riese Bergelmir und seine Frau wurden die Ureltern aller späteren Riesen, Oger, Drachen und Lindwürmer.

Nun lebten die Riesen und Götter friedlich nebeneinander und teilten sich in die Herrschaft über die Erde. Das war die goldene Zeit.

Allmählich aber wurden die Götter falsch. Sie brachen die Verträge, die sie mit den zwar einfältigen, aber redlichen Riesen geschlossen hatten. Die Götter wurden neidisch auf das Wissen und die Macht der Riesen und verdrängten sie mehr und mehr an den Rand der Welt – auf die Inseln im Norden und Osten und im tiefen Süden. Dort hausen sie nun, die Riesen, sind den Göttern und Menschen feind geworden. Sie verkörpern die wilden, drohenden Naturgewalten: den eisigen Winter, den Nordwind, den Donner, den Sturm, die Springflut und die Nacht.



Riesen

Herkunft: Im Alten Testament wird bis zu der Zeit der Sintflut von Riesen berichtet; in der germanischen Mythologie erscheinen sie als die Hrimthursen, die Urgötter, und auch die alten Griechen nannten ihre Riesen, die Titanen, die hundertarmigen Giganten und die einäugigen Zyklopen, die ersten Lebewesen der Erde.

Wohnsitz: In unwegsamen Urwäldern, im hohen Gebirge, in Höhlen an den Meeresufern oder auch im Riesenreich unterm Mond, hoch über den Wolken.

Aussehen und Kleidung: Die Gesichter wie aus Stein gehauen mit mächtigen Kinnladen, dichten Augenbrauen über hellen Augen, umrahmt von buschigen Bärten und wirrem roten Zottelhaar. Die Kleidung der Riesen ist sehr verschieden. Manche begnügen sich mit einem Fellmantel, aus allerlei Pelzen und Häuten zusammengenäht. Die Waldriesen wickeln sich Blätter, Stroh und Farnkräuter um die Hüften. Andere Riesen kleiden sich in Samt und Seide und behängen sich mit goldenen Ohrringen, groß wie Wagenräder, mit Perlenschnüren und Silberketten. Die Fußbekleidung macht den Riesen die größte Schwierigkeit. Kein Leder ist groß genug für ihre Riesenfüße, daher umwickeln sie ihre Füße mit mancherlei Fellstreifen, Tüchern und weichen Lianen.

Größe: Höher als der höchste Baum im Wald. Manche Riesen stoßen mit ihrem Kopf an tief hängende Regenwolken an.

Besonderes: Für unsere Vorfahren verkörperten die Riesen die rohen Kräfte der Natur. Später, nach Einführung des Christentums, wurden sie als unberechenbare, primitive Ungeheuer beschrieben, und aus heidnischen Riesensagen wurden Teufelsgeschichten.



RIESEN



Der Riese von Loch Lein und Gelbe Lilie, seine Tochter

Da ging einmal einer der vielen Königs-
söhne, die es früher gab, in den Hü-
geln jagen. Es kam aber kein Wild,
kein Vogel – gar nichts war zu sehen.
Der Abend dämmerte, der Königs-
sohn setzte sich ins Gras und rastete.

Auf einmal hörte er einen Pfiff hinter sich. Er drehte sich um und sah einen Riesen den Hügel hinabeilen. Der Riese lief auf den jungen Mann zu, schüttelte seine Hand und fragte mit seiner Riesenstimme: »Kannst du Karten spielen?«

»Ja, das kann ich«, sagte der Königssohn.

»Gut, gut. Wenn du also Karten spielen kannst, so lass uns hier in den Hügeln ein Spielchen machen.«

Der Riese setzte sich zu dem Königssohn und zog einen Satz Spielkarten aus der Tasche. »Um was sollen wir spielen?«

»Um zwei Landbesitze«, sagte der Königssohn.

Sie spielten, der junge Mann gewann und ging, um zwei Ländereien reicher, zurück zum Schloss seines Vaters. Er war sehr zufrieden, das kannst du mir glauben, und erzählte seinem Vater von seinem Gewinn.

Am nächsten Tag lief der junge Mann wieder zu dem Platz in den Hügeln, und er brauchte nicht lange zu warten – da eilte auch schon der Riese herbei.

»Hallo, Königssohn«, rief der Riese, »um was spielen wir heute?«

»Das überlasse ich dir.«

»Auch gut. Ich habe fünfhundert Stiere mit goldenen Hörnern und silbernen Hufen. Die will ich gegen deine Kuhherde, sei sie nun groß oder klein, einsetzen.«

»Einverstanden«, sagte der Königssohn.

Sie spielten, und der Riese verlor wieder. Er holte seine fünfhundert Stiere und gab sie dem Königssohn.

Der König stand schon vor der Tür und schaute nach seinem Sohn aus. War das eine Freude, als der junge Mann seine Herde eintrieb und die Abendsonne auf den goldenen Hörnern und silbernen Hufen schimmerte.

Der König aber sandte noch am gleichen Abend nach Sean dall Glic, dem blinden, weisen Alten.

»Was soll ich von dem Glück meines Sohnes halten, alter Seher?«, fragte der König, und Sean dall Glic antwortete: »Höre meinen Rat, König, lass deinen Sohn kein drittes Mal mit dem Riesen spielen. Ein drittes Mal würde er nicht gewinnen und sein Spiel bereuen.«

Aber nichts konnte den Königssohn davon abhalten, noch einmal sein Glück mit den Karten zu versuchen, und so ging er wieder, trotz aller Warnungen und Ratschläge, zu den Hügeln.

Er wartete lange, und kein Riese kam. Der Tag neigte sich, die Schatten wurden länger. Der Königssohn stand schließlich auf, um unverrichteter Dinge nach Hause zu gehen. In dem Moment hörte er einen Pfiff hinter sich, drehte sich um und sah den Riesen daherkommen. »Na, willst du wieder mit mir spielen?«, fragte der Riese.

»Ich möchte schon«, sagte der Königssohn, »was aber sollen wir einsetzen?«

»Ich wüsste schon was.«

»Ich habe nichts zum Verwetten.«

»Hast du nicht deinen Kopf?«, fragte der Riese von Loch Lein, denn das war sein Name.





„Um was sollen wir spielen?“

»Einen Kopf hab ich schon.«

»Und ich auch«, sagte der Riese. »So lass uns jeder um den Kopf des anderen spielen.«

Und dieses Mal gewann der Riese, und der Königssohn musste sich verpflichten, in einem Jahr und einem Tag vor seinem Palast zu erscheinen.

Der König und die Königin standen schon vor der Tür und warteten auf ihren Sohn. Als sie ihn aber langsam, traurig und erschöpft daherkommen sahen, wussten sie gleich, dass etwas schiefgelaufen war. Doch der Königssohn mochte nichts sagen, ging wortlos an ihnen vorbei und wollte nichts essen und trinken.

Eine Zeit lang blieb er, still und schweigsam und bleich anzusehen, im Schloss und verschwand eines Tages, und der König und die Königin wussten nicht, wohin.

Seit jenem Tag blieb der Königssohn verschollen, niemand konnte den Eltern eine Nachricht geben.

Der junge Mann aber wanderte unterdessen, nachdem er sein Vaterhaus verlassen hatte, ziellos durch die Lande.

Eines Tages kam er bei Anbruch der Nacht vor eine kleine Hütte. Dort drinnen saß eine alte Frau am Feuer, die hatte viele Zähne; jeder Zahn war so groß wie ein Stoßzahn.

Die Alte stand auf, nahm den Königssohn bei der Hand und sagte: »Sei willkommen in meinem Haus, Königssohn.«

Sie brachte warmes Wasser, wusch ihm die Füße, gab ihm ein Nachessen und richtete ihm ein Bett.

Als der junge Mann am anderen Morgen aufstand, war das Frühstück schon gerichtet, und die Alte mit den langen Zähnen sagte: »Hier ist ein Garnknäuel, Königssohn. Lass es vor dir herrollen und folge dem Garn. Es wird dir den Weg zum Haus meiner älteren Schwester weisen. Sie wird dir helfen.«

Der Königssohn dankte der alten Frau, nahm das Garnknäuel und folgte ihm.



Das Knäuel rollte vor ihm her, hügelab, hügelab, durch Täler und Dickicht, über Berge und Steinland. Am Ende des dritten Tages rollte das Knäuel vor eine kleine Hütte, darinnen saß eine uralte Frau am Feuer, die hatte Eberzähne. Die Uralte hieß ihn eintreten, gab ihm Brot zu essen und Milch zu trinken und richtete ihm ein gutes Bett.

Am anderen Morgen kochte die Uralte einen Morgenkaffee und sagte dann: »Ich weiß, wohin deine Reise geht, Königssohn. Du hast deinen Kopf an den Riesen von Loch Lein verloren, und nun willst du dein Wort halten und dich ihm ausliefern. – Nun hör mir gut zu! Ich gebe dir hier einen Ball, dem musst du folgen, er wird dich gegen Mittag an einen See führen, nicht weit von dem Palast des Riesen entfernt. Der Riese von Loch Lein hat drei Töchter, die gehen jeden Mittag zum Baden an den See. Du musst sie gut beobachten – jede trägt eine Lilie an der Brust. Die eine trägt eine blaue, die zweite eine weiße und die dritte eine gelbe Lilie. Lass das Mädchen mit der gelben Lilie nicht aus den Augen. Wenn sie sich auszieht, um ins Wasser zu gehen, so merke dir gut, wohin sie ihre Kleider legt. Nimm die Kleider der gelben Lilie an dich, und sie wird dir helfen, soweit es in ihrer Macht steht.«

Der Königssohn dankte der Uralten, folgte dem Ball und kam auch wirklich gegen Mittag an einen See. Er versteckte sich hinter einem Felsen am Ufer und wartete.

Als die Sonne am höchsten stand, kamen drei Mädchen zum See, ließen ihre Kleider am Strand und liefen ins Wasser.

Der Königssohn wartete eine Weile, und als die drei Schwestern sich im Wasser tummelten, lachten und tauchten, schlich er sich vor, nahm die Kleider des gelben Lilienmädchens und versteckte sich wieder hinter dem Felsen.

Bald darauf kletterten die drei Mädchen ans Land, das blaue und das weiße Lilienmädchen zogen sich an, das gelbe Lilienmädchen aber suchte verzweifelt seine Kleider. Seine beiden Schwestern lachten das nackte Mädchen aus und liefen zum Palast zurück.

Das arme Mädchen duckte sich unter das Wasser und weinte.
»Wie kann ich so nach Hause gehen?«

Klagend und jammernd blieb sie im Wasser sitzen, bis sie endlich Mut fasste und laut rief: »Wer auch immer meine Kleider genommen hat, er soll sie mir zurückbringen. Dann will ich ihm vergeben und ihm helfen, so gut ich kann, wenn er sich in Gefahr befindet!«

Der Königssohn hörte ihre Worte, legte schnell ihre Kleider ans Ufer zurück und wartete, bis sie sich angezogen hatte.

Dann sagte die gelbe Lilie: »Ich weiß, wer du bist und wohin du willst. Mein Vater, der Riese von Loch Lein, hat schon ein Bett für dich bereit – eine tiefe Wasserzisterne, um dich darin zu ertränken. Verliere aber nicht den Mut, Königssohn, ich werde dir helfen. Geh zum Palast meines Vaters. Am Abend wird er heimkommen und nach dir fragen, und dann wird er dir ein Fleischgericht anbieten. Du darfst aber nichts davon essen, nur das nicht! Danach wird er dich in dein Bett, die Wasserzisterne, tragen. Sei aber ganz beruhigt, ich werde kommen und dir helfen.«

Und so geschah es. Der Abend dämmerte, der Riese kam polternd heim, und seine erste Frage war: »Ist der Königssohn gekommen?«

»Ich bin da«, sagte der junge Mann.

»Dann komm und iss einen Braten zum Abendbrot.«

»Ich möchte kein Fleisch essen, vielen Dank.«

»Dann folge mir, ich will dir dein weiches Bett zeigen!«

Der Riese hob den Königssohn hoch, trug ihn zu einer großen Zisterne und legte ihn in das Wasser. Nun wird er bald ertrinken, dachte sich der Riese und ging, müde von der Jagd, zu Bett.

Doch der Vater war kaum verschwunden, da eilte schon Gelbe Lilie herbei, holte den Königssohn aus dem Wassertank, gab ihm zu essen und zu trinken und ein weiches Bett und wachte über ihn die ganze Nacht.



Am anderen Morgen hörte man den Riesen noch vor Tagesanbruch aus dem Bett plumpsen. Da sprang der junge Mann schnell in die Zisterne zurück. Als der Riese sich über den Wasertank beugte und rief: »Bist du da, Königssohn?«, antwortete der: »Ja, ich bin hier.«

»Dann komm raus. Es gibt genug Arbeit für dich heute. Ich habe einen Stall, in dem stehen meine fünfhundert Pferde, und dieser Stall wurde in den letzten siebenhundert Jahren nicht mehr ausgemistet. Meine Urgroßmutter verlor dort als kleines Mädchen ihre *bar an suan*, ihre Schlummernadel. Du sollst mir, bevor ich heute Abend von der Jagd zurückgekommen bin, die Nadel unter dem Mist finden. Und schaffst du's nicht, wird dein Kopf meinen Gartenzaun schmücken!«

Man brachte dem jungen Mann zwei Mistgabeln, eine neue und eine alte, und ließ ihn wählen. Er wählte die neue Gabel und machte sich an die Arbeit.

Für jede Gabel voll Mist aber, die er hinauswarf, flog doppelt so viel in den Stall zurück, und bald ließ sich die Stalltür nicht mehr öffnen.

»Geht es dir gut, Königssohn?«, rief Gelbe Lilie, die Riesentochter, vor der verschlossenen Tür.

»Gar nicht gut, denn wie viel Mist ich auch hinauswerfe, zweimal so viel fliegt wieder herein, und nun ist die Stalltür zugechüttet.«

»Grab mir einen Weg frei, und ich will dir helfen.«

»Wie soll ich das aber machen, Gelbe Lilie?«

Wie auch immer, die Riesentochter verschaffte sich Eintritt in den Stall. Sie nahm die Mistgabel bei den Zinken, schaufelte mit dem Griff, und es dauerte nicht lange, da war der Stall sauber, und die Riesentochter sah in einer Ecke auf dem Boden etwas Blitzendes liegen. »Schau, da liegt die Schlummernadel«, sagte sie, und der Königssohn steckte sich die Nadel in seine Jackentasche.



Nun war er glücklich, und Gelbe Lilie brachte Brot und Käse und frische Milch.

Am Abend kam der Riese zurück und fragte: »Hast du deine Arbeit getan?«

»Ich hab sie getan, und es war wenig Mühe.«

»Hast du die Nadel gefunden?«

»Ich hab sie gefunden, hier ist sie.«

»Oh, oh!«, rief da der Riese. »Dir hat der Teufel oder meine Tochter geholfen!«

»Weder der Teufel noch deine Tochter haben geholfen. Mit meinen eigenen, starken Händen hab ich gearbeitet.«

»Du hast gut gearbeitet! Nun sollst du auch Fleisch essen.«

»Ich esse heute kein Fleisch. Ich bin nicht hungrig.«

»Auch gut. Wenn du kein Fleisch essen willst, so sollst du nun in dein Bett in der Zisterne gehen.«

Und die Nacht verlief wie die vorherige. Gelbe Lilie brachte dem Königssohn das Abendbrot und ein Bett und wachte die ganze Nacht über ihn.

Beim ersten Morgengrauen aber sprang der Königssohn in den Wassertank zurück.

»Lebst du noch, Königssohn?«, fragte der Riese bei Tagesanbruch.

»Ja, ich lebe noch.«

»Gut. Heute hast du eine große Arbeit zu erledigen. Das Dach des Pferdestalls ist seit siebenhundert Jahren nicht mehr gedeckt worden. Bevor ich heute Abend von der Jagd zurückkomme, sollst du das Dach neu gedeckt haben, und zwar mit Vogelfedern, und keine zwei Federn dürfen die gleiche Farbe oder Größe haben. Schaffst du das nicht, wird dein Kopf meinen Gartenzaun schmücken.«

Man reichte ihm zwei Pfeifen, eine alte und eine neue, und ließ ihn auswählen, mit welcher von beiden er die Vögel anlocken wollte.



Der Königssohn wählte die neue Pfeife und ging los. Er wanderte über Berg und Tal und blies auf seiner Pfeife – aber da kam kein Vogel geflogen. Schließlich setzte er sich, müde und erschöpft vom Wandern und Pfeifen, auf einen Stein und weinte.

Gelbe Lilie kam daher und trug ein leinenes Tuch in der Hand. Sie breitete das Tuch aus, und darauf standen köstliche Speisen und Getränke. Der Königssohn aß, und als er sich gestärkt erhob – war der Stall des Riesen neu eingedeckt mit Vogelfedern, und nicht zwei Federn hatten die gleiche Farbe oder dieselbe Größe.

Abends kam der Riese heim und rief: »Hast du meinen Stall gedeckt?«

»Ja, das hab ich, und es war wenig Mühe für mich.«

»Oh, oh! Wenn das wahr ist, dann hat dir der Teufel selber oder meine Tochter geholfen!«

»Weder der Teufel noch deine Tochter haben mir geholfen, ich habe ihn alleine gedeckt.«

Die Nacht verbrachte er wie die Nächte zuvor. Gelbe Lilie wachte bei ihm die ganze Nacht, und als der Riese am anderen Morgen in den Wassertank schaute und ihn lebendig fand, sagte er: »Eine schwere Arbeit wartet auf dich heute. Unterhalb meines Palastes wächst ein Baum. Der Baum ist neunhundert Fuß hoch (das sind 274,32 Meter), und von den Wurzeln bis zum Wipfel wächst kein einziger Ast aus seinem Stamm – außer einem Zweig oben auf der Spitze. Auf dem Zweig aber ist ein Krähennest, und in dem Krähennest liegt ein Ei. Und dieses Ei will ich heute Abend zum Nachtmahl verzehren. Holst du es nicht – so soll dein Kopf meinen Gartenzaun schmücken!«

Der Riese ging auf die Jagd, und der Königssohn lief zu dem Baum und rüttelte ihn – aber der Baum rührte sich nicht. Er versuchte hinaufzusteigen – aber er rutschte ab; denn die Rinde des Baumes war aus Glas.

Da dachte er, nun ist alles aus. Dieses Mal verliere ich meinen Kopf.

Er lehnte sich an den Baumstamm und war sehr traurig, und Gelbe Lilie trat zu ihm. »Kommst du mit deiner Arbeit voran, Königssohn?«

»Ich komme nicht voran. Ich bin verloren.«

»Ja, die Aufgaben, die wir bisher zusammen lösten, sind nichts gegen diese. Wie kann ich dir nur helfen?« Die Riesentochter wusste nicht weiter und überlegte hin und her.

Schließlich schnitt sie sich ihre Finger- und Zehennägel ab, machte daraus Stufen in den Glasbaum, der Königssohn stieg Stufe um Stufe den Baum hinauf, holte das Ei aus dem Krähen- nest, stieg wieder ab, das Ei unversehrt in der Hand, doch die unterste Stufe zerbrach.

»Du hast den Nagel meines kleinen Zehs zerbrochen, Königs- sohn. Nun werde ich mein Leben lang hinken«, rief Gelbe Lilie schmerzerfüllt.

Als der Riese in dieser Nacht seinen Palast betrat, war seine erste Frage: »Hast du das Ei aus dem Krähen- nest aus der Spitze des gläsernen Baumes geholt?«

»Ich hab es.«

»Oh, oh! Wenn du das Ei hast, so hat dir der Teufel selber da- bei geholfen – oder aber meine eigene Tochter?«

Der Königssohn schwieg.

»Nun, wer immer dir geholfen haben mag, du hast deinen Kopf gerettet, Königssohn, und ich muss mich bei dir entschuldigen. Du bist nun frei!«

Nun war der Königssohn also frei, er konnte gehen, wohin er wollte, und er ging und ging – bis er wieder daheim bei Vater und Mutter war.

Da war die Freude groß im Königsschloss; denn die Eltern hat- ten ihren Sohn schon tot geglaubt.

Der König aber ging zu Sean dall Glic, dem blinden Seher, und fragte ihn: »Mein Sohn ist wohlbehalten und gesund zurück ge- kommen. Was soll ich nun mit ihm machen?«



»Wenn du meinem Rat folgen willst«, sagte der blinde Alte, »so suche ihm eine Frau, das wird ihm das Kartenspielen und Herumtreiben verleiden und ihn sesshaft machen.«

Der Rat gefiel dem König sehr. Er sandte Boten nach Dänemark und bat den dänischen König um die Hand seiner Tochter für seinen Sohn.

Es dauerte kaum zwei Wochen, und der König von Dänemark segelte mit seiner Tochter und seinem ganzen Hofstaat übers Meer. Die Hochzeit wurde vorbereitet, und es sollte ein großes Fest werden.

»Gewähr mir eine Bitte, lieber Vater«, sagte der Königssohn. »Lass zur Hochzeit auch den Riesen von Loch Lein und seine schöne Tochter, Gelbe Lilie, einladen.«

Und der König schickte auch eine Einladung nach Loch Lein.

Der Vorabend der Hochzeit kam. Im Schloss des Königs feierte man den Polterabend. Es war ein tolles Fest, und alle waren ausgelassen, der Riese von Loch Lein aber stand auf und sagte: »Das ist ein wunderbarer Abend. Doch habe ich noch nie von einem Fest gehört, an dem nicht wenigstens ein Mann ein Lied gesungen, ein anderer eine Geschichte erzählt und ein dritter ein Zauberstück aufgeführt hätte.«

»Recht hast du, Riese von Loch Lein«, sagte der König, räusperte sich und sang ein Lied. Danach erzählte der König von Dänemark eine Geschichte, und nun war die Reihe an dem Riesen. Der Riese aber bat seine Tochter, Gelbe Lilie, seinen Platz einzunehmen.

Gelbe Lilie warf zwei Weizenkörner in die Luft, und sie verwandelten sich in ein Taubenpärchen. Das Taubenpaar flog auf die Festtafel nieder, der Täuberich aber pickte nach dem Taubenweibchen und drängte es vom Tisch.

»An jenem Tag, an dem ich für dich den Stall ausmistete«, rief das Taubenweibchen mit menschlicher Stimme, »hättest du mich nicht verdrängt.«

Nun legte Gelbe Lilie zwei weitere Weizenkörner auf das Tisch-tuch, der Täuberich pickte sie beide auf und verscheuchte das Taubenweibchen.

»An jenem Tag, an dem ich für dich den Stall mit den Federn der Vögel deckte und jede Feder eine andere Farbe hatte«, rief das Taubenweibchen, »hättest du mich nicht verscheucht.«

Ein drittes Mal legte Gelbe Lilie zwei Weizenkörner auf den Tisch. Der Täuberich fraß beide auf und verjagte das Taubenweibchen auf den Fußboden.

»An jenem Tag, an dem du auf meinen Finger- und Zehennägeln auf den Glasbaum stiegst und aus dem Krähenest das Ei für das Nachtmahl des Riesen holtest und die unterste Stufe, meinen Zehennagel, zerbrachst«, rief das Taubenweibchen, »an jenem Tag hättest du mich, die ich seither hinke, nicht verjagt.«

»Hört zu«, rief da der Königssohn und wandte sich an alle Hochzeitsgäste. »Zu der Zeit, da ich noch jung und verspielt war und nichts als Vergnügen im Sinn hatte, verlor ich unterwegs den Schlüssel zu meiner Schatztruhe. Ich ließ mir einen neuen Schlüssel anfertigen. Aber in diesem Augenblick fand ich den alten Schlüssel wieder. Nun frage ich euch, welchen Schlüssel soll ich nun nehmen – den neuen oder den alten?«

»Wenn du meinen Rat hören willst«, sagte der König von Dänemark, »nimm den alten Schlüssel. Er passt besser in das Schlüssel-loch, du bist ihn gewohnt, und er war dafür bestimmt.«

Der Königssohn sagte: »Ich danke dir, König von Dänemark, ich will deinen Rat befolgen.« Er stand auf und rief: »Diese hier soll meine Braut sein, Gelbe Lilie, die Tochter des Riesen von Loch Lein. Sie wird meine Frau – sie und keine andere. Deine Tochter, König von Dänemark, soll mein liebster und verehrtester Gast sein, und mein Hochzeitstag mit Gelbe Lilie wird durch die Anwesenheit deiner Tochter, der dänischen Prinzessin, noch schöner werden.« Der Königssohn heiratete Gelbe Lilie, die Tochter des Riesen von Loch Lein, und die Hochzeit dauerte lange, und alle waren sehr lustig.



Bist du nicht mein Vater und bin ich nicht dein Sohn?



s war einmal ein kleiner Junge, der hatte keinen Vater und keine Mutter mehr. Sein bisschen Erbschaft hatte ein ungetreuer Vormund vertan, und so wanderte der kleine Junge aus und hatte außer seiner Flöte nichts im Sack und nichts in der Tasche und nicht einmal ein Stückchen Brot im Bauch. Er lief lange, lange. Er wanderte durch Wälder und über Wiesen, und als es Abend wurde, wusste er nicht, wo er schlafen sollte.

Der kleine Junge kletterte auf einen Berg und blickte sich um, ob nicht doch irgendwo ein Haus oder eine Hütte zu sehen wären. Es war sehr dunkel geworden, und er konnte nichts mehr erkennen. Nach einiger Zeit entdeckte der Junge einen winzigen, schwachen Feuerschein in weiter Ferne.

Da nahm er allen Mut zusammen und ging darauf zu.

Die Nacht war schon halb vergangen, als er endlich das Licht erreichte. Es war ein großes Feuer. Neben dem Feuer schlief ein Mann, der war so groß, wie nur Riesen groß sein können. Der Junge zögerte eine Weile und wusste nicht, was richtig war. Dann aber kroch er dicht zu dem Riesen, legte sich neben seine Beine und schlief ein.

Am anderen Morgen erwachte der große Mann und war erstaunt, als er den kleinen Jungen dicht neben seinen Beinen entdeckte. »Na, so was«, rief er. »Woher kommst du denn?«

»Ich bin dein Sohn«, erwiderte der Junge. »Du hast mich heute Nacht geboren.«



»Wenn das wahr ist«, sagte der Riese, »will ich dich bei mir behalten und ernähren, und du sollst meine Schafe hüten. Überschreite aber niemals die Grenze meines Landes. Du würdest es bereuen.«

Der Junge führte die Herde auf die Weide und hütete sie dort. Als es Abend wurde, trieb er die Schafe zurück und half dem Riesen beim Melken.

Sie richteten sich das Abendbrot und setzten sich ans Feuer.

»Wie ist dein Name, Vater?«, fragte der Junge.

»Morgazea«, sagte der Riese.

»War es dir nicht einsam, so allein an diesem verlassenem Ort?«

»Weißt du nicht, dass auch der Bär niemals aus eigenem Willen tanzt?«

»Ja, das ist wahr. Aber warum bist du immer so traurig? Erzähl mir von deinem Leben, Vater.«

»Was würde es nützen. Wenn ich dir meine Geschichte erzählte, würdest auch du traurig werden.«

»Oh, sorg dich nicht. Ich möchte deine Geschichte hören. Bist du nicht mein Vater, und bin ich nicht dein Sohn?«

»Ja, wenn du es wirklich wissen willst, so hör zu:

Wie ich dir schon sagte, heiße ich Morgazea, und mein Vater ist ein Kaiser. Ich war auf dem Weg zum Süße-Milch-See – er liegt nicht weit von hier – und wollte eine der weißen Feen, die dort am See wohnen, heiraten. Aber auf dem Weg dorthin sprangen drei tückische Elfen hinter einem alten Kirschbaum hervor und raubten mir meine Seele. Seither hause ich hier an diesem einsamen Ort, hüte meine Schafe und habe keinen Wunsch mehr. Ich kann nicht mehr lachen und mich an nichts erfreuen. Mir ist alles fad und gleichgültig geworden. Die Elfen sind, so reizend sie aussehen, doch so boshaft, dass sie sich an jedem, der nur einen Schritt in ihr Land setzt, bitter rächen. Daher warnte ich dich, die Grenzen nicht zu überschreiten; leicht könnte dir sonst das gleiche Schicksal widerfahren.«





Warem bist du so traurig Vater?

»Gut, Vater, ich werde aufpassen«, sagte der Junge, und dann streckten sich beide aus und schiefen ein.

Bei Sonnenaufgang stand der Junge auf, führte die Herde auf Morgazeas trockene Weiden und trieb sie in der Abenddämmerung wieder heim. Am dritten Tag aber setzte er sich unter einen Baum in den Schatten und spielte seine Flöte, aber eines der Schafe sprang über die Hecke auf die grüne Blumenwiese im Land der Elfen, und ein zweites und ein drittes folgten ihm. Der Junge war so in sein Flötenspiel vertieft, dass er nichts bemerkte, bis beinahe die halbe Herde im Elfenland weidete.

Er sprang auf, stieg Flöte spielend über die Hecke und wollte die Schafe zurücktreiben, doch plötzlich sah er vor sich drei wunderschöne tanzende Mädchen. Ich muss weiterspielen, dachte der Junge erschrocken und blies, so schnell und so wild er konnte. Die Mädchen konnten nicht genug davon bekommen und tanzten und tanzten, bis der Abend dämmerte.

»Nun lasst mich gehen!«, rief er schließlich. »Der arme Morgazea wird halb verhungert sein. Ich werde morgen kommen und wieder spielen.«

»So geh, Flötenspieler, geh«, riefen die Elfen, »aber bedenke, auch wenn du dein Versprechen brichst und nicht wiederkommst, du kannst uns nicht entrinnen!«

Morgazea molk die Schafe. Sie gaben mehr Milch als sonst, aber der Junge sagte ihm nicht, dass er mit seiner Herde im Land der Elfen gewesen war; denn er wollte den Riesen nicht beunruhigen, und er aß mit großem Hunger sein Abendbrot.

Kaum schien das erste Tageslicht, trieb der Junge seine Schafe wieder auf die Elfenwiese. Er setzte seine Flöte an, und schon erschienen die drei Elfenmädchen und tanzten, und sie tanzten, bis der Abend kam. Plötzlich aber ließ der Junge seine Flöte aus den Fingern gleiten und trat wie aus Versehen darauf. Wenn du das Geschrei gehört hättest, das er nun anstimmte, wie er weinte und



klagte, seine Hände rang und jammerte, nun hätte er sein Allerliebstes verloren – er hätte auch dir leidgetan.

Voller Mitleid streichelten und trösteten ihn die Elfen, aber umsonst. »Niemals wieder finde ich so eine Flöte«, klagte er, »keine andere Flöte klingt so süß und rein wie meine Flöte. Sie war aus dem Herz eines alten Kirschbaums geschnitten!«

»In unserem Garten steht ein alter Kirschbaum«, riefen die mitleidigen Elfen. »Komm mit uns, dann kannst du dir eine andere Flöte schnitzen.«

Sie gingen alle in den Elfengarten, und als sie vor dem alten Kirschbaum standen, erklärte der Junge den Elfen: »Wenn ich ihn mit der Axt schlage, könnte ich sein Herz spalten, und dann wäre das Holz verdorben. Ich will nur einen tiefen Riss in die Rinde schlagen, gerade groß genug, dass ihr eure Finger hineinstecken könnt, dann reiße ich ihn auseinander und beschädige das Herzholz nicht.«

Die Elfen waren einverstanden und dachten an nichts Böses. Sie steckten ihre Finger in den Schnitt, der Junge zog schnell die Axt aus der Spalte, und siehe da – alle ihre Finger steckten fest wie in einem Schraubstock. Umsonst schrien sie vor Schmerzen und versuchten, sich zu befreien. Sie waren gefangen, und der Jüngling blieb trotz allen Bittens und Flehens kalt wie Stein. »Gebt mir Morgazeas Seele wieder!«, sagte er ungerührt.

»Oh, gut, wenn du sie unbedingt haben willst, sie ist in der Flasche dort auf dem Fensterbrett«, sagten die Elfen und hofften, nun wieder freizukommen. Aber sie täuschten sich.

»Ihr habt so vielen Menschen ein Leid angetan«, sagte der Junge unerbittlich, »nun sollt ihr selbst ein bisschen leiden. Morgen früh werde ich euch wieder befreien.«

Er ging heimwärts und nahm seine Schafe und die Flasche mit Morgazeas Seele mit.

Morgazea stand am Feuer und wartete, und als der Junge näher kam, rief er: »Wo warst du so lange, weißt du ...«

»Schau, was ich hier habe«, sagte der Junge und erzählte von seinem Abenteuer. Der Riese sprang in die Luft vor Freude. So hoch sprang er, dass die falsche Seele, die die Elfen ihm gegeben hatten, aus seinem Mund flog und seine wahre Seele, die fest verschlossen in der Flasche saß, an ihre Stelle sprang.

Nun konnte Morgazea wieder lachen, und er lachte so wild und so laut, dass er ganz außer Atem kam. Als er sich etwas beruhigt hatte, rief er: »Ob du nun wirklich mein Sohn bist oder nicht, ist mir egal. Ich habe meine Seele wieder, und nur dir, mein lieber Sohn, hab ich sie zu verdanken! Ich stehe tief in deiner Schuld, sag mir, was ich dir Gutes tun kann?«

»Lass mich für immer dein Sohn sein.«

Die Nacht verbrachten Morgazea und sein Sohn mit Feiern und Gesang; denn sie waren zu glücklich, um zu schlafen.

Als der Tag graute, machten sie sich auf, die Elfen zu befreien. Wie sie nun aber den Garten der Elfen erreichten, riss Morgazea den alten Kirschbaum mit den Wurzeln aus und trug Baum und Elfen auf seinen Schultern davon – bis sie in das Königreich seines Vaters gelangten. Im Königreich der Riesen freuten sich alle sehr, den verloren geglaubten Morgazea wiederzusehen. Morgazea aber deutete auf den Jüngling, der ihm mit seiner Schafherde gefolgt war, und sagte: »Dieser hier ist mein Sohn. Er hat mich gerettet.«

Was mit den drei Elfen geschah, weiß ich nicht. Der Junge aber blieb bei seinem Vater, dem Riesen Morgazea.





Der Riese unterm Berg

wischen Passage und Cork, im Landkreis Kerricurrihy, steht ein altes Gutshaus. Es ist schon von weitem an den vielen mächtigen Schornsteinen auf dem Dach und an den geschmückten Giebelenden zu erkennen. Hier lebten vor vielen Jahren Maurice Ronayne und seine Frau Margaret Gould. Sie waren aus alter Familie und sehr wohlhabend. Sie hatten nur einen Sohn, den sie, zu Ehren des Königs von Spanien, Philip nannten.

Philip hatte kaum das Licht der Welt erblickt, da nieste er heftig, und das hielten die glücklichen Eltern für ein gutes Zeichen; denn Kinder, die niesen, haben einen hellen Verstand. Und einen erstaunlich klugen Kopf hatte der kleine Philip – als man dem kaum Vierjährigen eine Abc-Fibel in die Hand gab, riss er gleich die ersten drei Seiten heraus und zerknüllte sie. Kein Wunder also, dass Vater und Mutter auf ihren kleinen, gelehrigen Sohn stolz waren, der schon in dem zarten Alter zu solch kluger Handlung fähig war.

Eines Morgens aber war Master Philip, er war damals gerade sieben Jahre, verschwunden, und niemand konnte sagen, wohin. Die Diener wurden ausgeschickt und suchten in allen vier Himmelsrichtungen, zu Fuß und zu Pferde. Sie fanden kein Zeichen, keine Spur, und keiner konnte sich erklären, was mit Philip geschehen war. Die Eltern setzten eine hohe Belohnung aus – doch Philip war und blieb verschollen. Die Jahre vergingen, Herr und Frau Ronayne hatten alles Mögliche versucht, ihren Sohn wiederzufinden, und doch war alles vergebens gewesen.

Es lebte aber zu der Zeit in der Nachbarschaft ein Hufschmied namens Robin Kelly. Er war bekannt als geschickter Mann; denn er konnte weit mehr als Pferde beschlagen. Er war als Traumdeuter geschätzt und deutete die Träume der Frauen und Mädchen in ganz Kerricurrihy. Er sang bei allen Hochzeiten das Lied vom »Wilden Arthur«; er wurde auch zu den Taufen eingeladen, jeder kannte Robin.

Nun träumte Robin eines Nachts einen Traum, und in dem Traum erschien ihm Philip Ronayne. Philip saß auf einem wunderschönen weißen Pferd und sprach Folgendes zu Robin: »Der Riese Mahon MacMahon hat mich entführt. Er haust in seinem Palast im Herzen des großen Felsens am Meer. Seit sieben Jahren diene ich ihm dort als Page. Nun sind meine sieben Dienstjahre um. Wenn du noch heute Nacht zum Palast des Riesen gehst, Robin, könntest du mich befreien!«

»Und woher soll ich wissen«, fragte Robin, auch im Schlaf noch schlau genug, »ob das alles nicht nur ein Traum ist?«

»Nimm das«, sprach der Junge, »als Zeichen« – und mit dem Wort schlug das weiße Pferd mit seinem rechten Hinterbein aus und traf den armen Robin derart auf den Kopf, dass dieser brüllend aus seinem Schlaf auffuhr und sich für tot hielt. Seine eigenen Flüche aber überzeugten ihn, dass er wohl doch noch am Leben war. Robin saß im Bett und hatte eine Beule auf der Stirn, rot wie Blut und halbrund wie der Abdruck eines Hufeisens.

»So ein verrückter Traum«, murmelte er und wusste nicht, was er davon halten sollte. Er kannte den Felsen wohl, von dem der Junge im Traum gesprochen hatte. Die Riesentreppe hieß er, eine übereinandergeschichtete Felsenmasse unten am Hafen. Sie führte in abgeplatteten, großen Stufen vom tiefsten Wasser bis hinauf zu den steilen Klippen und glich tatsächlich einer ungeheuer großen Treppe. Der Riese Mahon MacMahon soll sie, so glaubten die Leute von Kerricurrihy, in uralten Zeiten selbst gebaut haben, und irgendwo im Inneren des Felsgesteins müsse er hausen.



Der Traum hatte Robin so stark beeindruckt, dass er beschloss, sofort zur Riesentreppe aufzubrechen. Die Eisenstange in der Ecke, dachte er sich, will ich mitnehmen. Das ist eine gute Waffe, wenn's zu einer Auseinandersetzung kommen sollte.

Er schulterte das Eisen und trat in die kühle Nachtluft hinaus, lief durch die Falkenschlucht nach Monkstown. Hier wohnte Tom Clancey, ein guter alter Freund von ihm. Robin klopfte seinen Freund heraus und erzählte ihm seinen Traum, und Tom war sogleich bereit, Robin in seinem Boot zur Riesentreppe zu rudern.

Es war eine wunderschöne Nacht, und das Boot glitt schnell über das Wasser. Land und Meer lagen in einem tiefen Schlaf, und nichts als das gleichmäßige Klatschen der Ruder und der ferne Gesang eines Schiffers waren in der Stille der Nacht zu hören. Die Strömung war günstig. Schon nach einer Viertelstunde lehnten sich Robin und sein Freund unter dem tiefen Schatten der Riesentreppe über ihre Ruder und verschnauften. Robin sah sich erwartungsvoll nach dem Eingang zum Palast des Riesen um; es hieß, man könne ihn um die Stunde der Mitternacht sich öffnen sehen, aber Robins Ungeduld hatte sie vor der Zeit hierhergetrieben. Sie warteten eine ganze Weile, und Robin suchte aufgeregt die schwarzen Felswände nach einem Zeichen ab. Schließlich rief er ärgerlich: »Was für ein paar alte Narren sind wir doch, Tom Clancey. Da rudern wir mitten in der Nacht wegen nichts als einem verrückten Traum hierher!«

»Wer wollte denn unbedingt hierher kommen?«, fragte Tom – aber in diesem Augenblick sahen die beiden aus einem Spalt im Felsen einen schwachen Lichtschein schimmern. Der Spalt öffnete sich langsam weiter und weiter – bis auf gleicher Höhe mit dem Wasser eine Öffnung, so groß wie das Portal eines Königsschlusses, entstand. Sie ruderten das Boot zu der Felsenöffnung, Robin packte seine Eisenstange und trat beherzt ein.

Wild und seltsam waren die Wände des Eingangs. Sie schienen aus grotesken, grimmigen Fratzen geformt, die eine in die



der Spalt öffnete sich weiter...

andere übergangen, sodass man keines der Gesichter genau erkennen konnte: Ein Kinn stellte gleichzeitig die Nase eines anderen dar, ein streng blickendes Auge wurde zu einem aufgerissenen Maul, und die Linien einer stolzen Stirn waren der majestätische Bart eines darüberliegenden Kopfes. Diese zahllosen Gesichter schienen mit unbändiger Wildheit ständig ihre steinernen Züge umzuwandeln, und sie wurden, je länger Robin sie betrachtete, immer furchterregender. Doch Robin schritt weiter, das Licht schwand, und die Köpfe verblassten im Halbdunkel. Er kam zu einem abwärtsführenden Gang, während hinter ihm ein dumpfes Grollen durch den Felsen dröhnte – als hätte der Berg sich wieder verschlossen und ihn für immer lebend verschluckt.

Robin begann sich zu fürchten. »Robin, Robin«, murmelte er, »wenn du schon ein Narr warst, mitten in der Nacht hierherzukommen, was um Himmels willen bist du erst jetzt?«

Aber, wie schon vorher, kaum hatte er seine Gedanken laut ausgesprochen, als in weiter Ferne ein winziges Licht durch die pechschwarze Dunkelheit blinzelte, wie ein tröstlicher Stern am Nachthimmel. Zurückzugehen war aussichtslos; durch so viele Windungen und Ecken hatte der dunkle Gang ihn geführt, dass Robin es für unmöglich hielt, den Ausgang wiederzufinden. Also ging er weiter voran, auf den Lichtschein zu, und kam schließlich in eine geräumige Halle.

An der Decke des Raums hing die einsame Lampe, deren Licht Robin hierhergeleitet hatte, und vor Robins Augen tauchten unter ihrem düsteren Schein die schemenhaften Gestalten mehrerer Riesen auf. Sie saßen um einen mächtigen steinernen Tisch und schienen in ein bedächtiges Gespräch vertieft zu sein. Aber kein Wort unterbrach die lastende Stille des Raums. Am Kopfende der Steintafel thronte Mahon MacMahon selbst. Sein königlicher Bart hatte Wurzeln geschlagen und war im Laufe der Jahrhunderte durch die steinernen Fugen gewachsen.

Mahon MacMahon war es, der Robin zuerst bemerkte. Er fuhr auf, wie aus tiefem Schlaf geweckt, und riss seinen langen, lockigen Bart in solcher Hast aus dem steinernen Tisch, dass dieser in tausend Stücke zersprang. »Was suchst du hier, Fremder?«, fragte er mit donnernder Stimme.

»Ich komme«, sagte Robin mit dem letzten bisschen Mut, das er noch aufbringen konnte, denn fast stockte ihm das Herz in seiner Brust, »ich komme, Philip Ronayne zu holen, denn die Zeit seines Dienstes ist heute Nacht um.«

»Wer hat dich geschickt?«, fragte der Riese.

»Ich komme aus eigenem Willen hierher«, sagte Robin.

»Dann musst du ihn unter meinen Knappen herausfinden«, sagte der Riese. »Wenn du den falschen wählst, ist dein Leben verwirkt. Folge mir, Fremder!«

Er führte Robin in einen strahlend hell erleuchteten Saal. An beiden Seiten des Saales standen wunderschöne Kinder aufgereiht. Sie schienen alle etwa sieben Jahre alt zu sein, waren in grüne Gewänder gekleidet, und alle trugen die gleiche Tracht.

»Hier«, sagte Mahon MacMahon, »es steht dir frei, Philip Ronayne auszusuchen. Aber bedenke, nur einmal gebe ich dir die Gelegenheit zur Wahl!«

Da war Robin arg bestürzt. Es standen Hunderte und Aberhunderte von gleich gekleideten, gleichaltrigen Kindern in dem Saal, und Robin hatte, außer der kurzen Erscheinung im Traum, keine Ahnung, wie der Junge, den er suchte, aussah. Er wanderte jedoch Seite an Seite neben dem Riesen Mahon MacMahon die Halle entlang – als wäre alles in Ordnung, und dabei zitterte sein Herz, und Mahons eiserne Rüstung scheperte laut, lauter als Robins eigener Schmiedehammer, wenn er auf den Amboss schlug.

Sie hatten beinahe schon das Ende des Saals erreicht, als Robin, dem es unmöglich schien, den Jungen herauszufinden, es mit freundlichen Worten versuchte. »Die Kinder«, sagte er zu dem



Riesen gewandt, »sehen alle so gesund aus. Obwohl sie doch schon so lange die frische Luft und das Tageslicht entbehren, scheint es ihnen gut zu gehen. Es muss an deiner liebevollen Behandlung liegen, dass sie so frisch und rosig aussehen.«

»Aye«, sagte der Riese geschmeichelt, »da hast du recht. Gib mir deine Hand! Du scheinst mir, obwohl du nur ein Hufschmied bist, ein ehrlicher Kerl zu sein!«

Robin blickte auf die Riesenpranken Mahon MacMahons, und er fand seine Hände ungemütlich groß – so reichte er ihm seine Eisenstange hin. Der Riese ergriff sie, drückte herzlich zu, und die Eisenstange krümmte sich wie eine abgeschälte Kartoffelschale unter seinem liebevollen Händedruck.

Die grün gekleideten Kinder sahen das und brachen in großes Gelächter aus. Mitten in dem fröhlichen Lachen meinte Robin seinen Namen zu hören, und Augen und Ohren angespannt, legte Robin seine Hand auf denjenigen Jungen, der ihn seiner Ansicht nach angerufen hatte, und sagte: »Und sei es um mein Leben! Dieser hier ist der junge Philip Ronayne!«

»Er ist es! Er ist Philip Ronayne – der glückliche Philip Ronayne!«, riefen die grün gekleideten Kinder im Chor.

Im selben Augenblick verfinsterte sich der Raum. Robin hörte ein Krachen und Brechen. Alles schien sich seltsam zu verwirren. Robin schwanden die Sinne, aber er hielt den Jungen fest in seine Arme gedrückt – und er fand sich wieder auf dem Gipfel der Riesentreppe, dort lag er, der Morgen graute, und in seinen Armen hielt er einen kleinen Jungen.

Die Geschichte von Makoma, das heißt »Größer«, der für diese Erde zu groß war



or langer, langer Zeit wurde in Senna, am Ufer des Zambesi, ein Kind geboren. Der kleine Junge war anders als alle anderen Kinder. Er war sehr groß und stark. Er sprach wie ein Erwachsener, und seine Stimme war tief und laut, meistens jedoch schwieg er.

Eines Tages sagte seine Mutter zu ihm: »Mein Kind, welchen Namen sollen wir dir geben?«, und er antwortete: »Rufe die Häuptlinge hierher an das Ufer des Zambesi.«

Die Mutter bat die Häuptlinge zusammen, und der Junge führte sie zum Fluss. Dort war eine tiefe, schwarze Grube, in der die grimmigen Krokodile lebten. »Oh, große Männer«, sagte der Junge zu den Häuptlingen, »welcher unter euch will in die Grube springen und die Krokodile überwältigen?« Dazu aber hatte keiner der Häuptlinge Lust. Also wandte sich der Junge um, sprang in das schwarze Wasser und verschwand.

Den Männern verschlug's den Atem. Sie dachten, der Junge muss verrückt geworden sein, denn nun werden die wilden Krokodile ihn fressen. Doch das Flussufer begann plötzlich zu beben, das Wasser in der Grube gurgelte und schäumte und färbte sich blutrot, und der Junge tauchte wieder auf und schwamm an Land. Aber er war nicht länger mehr ein kleiner Junge, er war ein starker Mann geworden, groß und hochgewachsen, und die Leute schrien vor Freude bei seinem Anblick.



»Nun, Leute«, rief er, »nun kennt ihr meinen Namen: Ich bin Makoma, das heißt ›Größer!‹ Hab ich nicht die Krokodile, die jeder scheut, in ihrer Grube bezwungen? Ich will nun ausziehen und ein Held werden.«

Makoma lief zurück in die Hütte, nahm seinen Eisenhammer, küsste seine Mutter zum Abschied und ging davon.

Makoma überschritt den Zambesi, wanderte viele Monde lang nach Norden und Westen, bis er in ein hügeliges Land kam. Dort traf er einen Riesen, der Berge baute.

»Sei gegrüßt, großer Mann!«, rief Makoma. »Wer bist du?«

»Ich bin Wapiri, der Bergemacher«, antwortete der Riese. »Und wer bist du?«

»Ich bin Makoma, und das heißt ›Größer!‹«, rief Makoma.

»Größer als wer?«, fragte der Riese.

»Größer als du!«, antwortete Makoma.

Da brüllte der Riese und warf sich auf ihn. Makoma und der Bergemacher kämpften miteinander.

»Ja, du bist wirklich größer als ich, Makoma«, rief endlich Wapiri, der Bergemacher. »Nimm mich mit dir, ich will dein Freund sein.«

Makoma und Wapiri gingen weiter.

Sie erreichten einen Wald aus Baobab- und Dornenbäumen, und Makoma wunderte sich sehr über ihre Größe; denn jeder Baum war höher und mächtiger als alle Bäume, die Makoma je gesehen hatte. Mitten in dem Baobab-Wald sahen Makoma und Wapiri einen Riesen, der sorgsam junge Sprösslinge in die Erde pflanzte. Dieser Riese war noch größer als Wapiri, der Bergemacher, aber Makoma hatte keine Angst. Er rief: »Wer bist du, du Großer?«

»Ich?«, fragte der Riese. »Ich bin Gwisa, und ich pflanze die Baobab- und Dornenbäume zur Nahrung für meine Kinder, die Elefanten.«

»Komm her!«, rief Makoma. »Ich bin Makoma, und ich will mit dir kämpfen.«

Der Riese riss einen ungeheuren Baobab mitsamt seinen Wurzeln aus und schlug nach Makoma, doch der Held sprang zur Seite, und der Baum fuhr tief in das weiche Erdreich.

Makoma und Gwisa, der Bäumeplanzer, rangen lange miteinander, als aber Gwisa mit dem Rücken auf dem Waldboden lag, rief er, nach Atem ringend: »Nimm mich mit, Makoma, denn es ist ehrenhaft und rühmlich, der Freund eines so großen Mannes zu sein.«

Makoma, Wapiri und Gwisa wanderten weiter. Sie gingen viele Tage und kamen schließlich in ein Land, das war so trocken und dürr und steinig, dass kein einziges Wesen dort lebte, nichts als wüste, tote Einöde war dort. Und in der Mitte des verlassenen Landes sahen sie einen Mann sitzen und Feuer essen.

»Was tust du dort?«, fragte Makoma.

»Ich esse Feuer«, erwiderte der Mann lachend, »denn ich bin Chimoto, der Feuerriese. Ich kann alles, was ich will, verbrennen und zerstören, versengen und vernichten!«

»Du täuschst dich«, rief Makoma, »mich kannst du nicht vernichten, denn ich bin Makoma, und das heißt ›Größer!«

Der Feuerriese lachte und blies eine Flamme nach Makoma, doch der Held sprang hinter einen Felsen – gerade noch rechtzeitig, denn der Boden, auf dem er eben noch gestanden hatte, zerschmolz unter dem heißen Glutatem zu flüssigem Glas. Makoma schwang seinen Eisenhammer, holte aus und warf ihn nach dem Feuerriesen und traf ihn so furchtbar, dass Chimoto das Feuerblasen vergaß und sagte: »Ja, Makoma, du bist der Größere, ich werde mit dir gehen.«

Nun war Makoma wirklich ein großer Mann; denn er hatte starke Freunde: Wapiri, der die Macht hatte, Berge zu machen, Gwisa, den weisen Bäumeplanzer, und Chimoto, den Feuerriesen.

Die vier gingen weiter und kamen auf eine große Ebene. Feucht und fruchtbar war es dort, frisches, klares Wasser plät-





Gwisa
der Baumpflanzer

scherte in einem Fluss, und an seinen Ufern wuchsen grünes Gras und duftende Blumen.

Makoma war beglückt über das grüne, heitere Fleckchen Erde. Er setzte sich unter einen großen schattigen Baum und sagte: »Meine Freunde, ich bin weit gegangen, und ich bin so müde. Ist das nicht ein schöner Platz? Lasst uns für immer hier bleiben und einen Kraal bauen. Gleich morgen früh wollen wir Holz schlagen und uns eine Unterkunft zimmern.«

Am nächsten Morgen zogen Makoma, Gwisa und Chimoto los und suchten geeignete Stämme, um einen Kraal zu bauen. Sie ließen nur Wapiri, den Bergemacher, zurück. Er sollte den Platz hüten und das Wildbret, das sie zuvor erlegt hatten, am Feuer rösten. Als sie jedoch am Abend heimkehrten, fanden sie Wapiri hilflos und mit einem einzigen ungeheuren Haar am Baum gefesselt. »Wie ist das möglich?«, rief Makoma überrascht. »Wer hat dich, den großen Bergemacher, bezwungen?«

»O Makoma«, erwiderte Wapiri, »um die Mittagszeit kam ein Mann aus dem Fluss. Er war entsetzlich groß, und sein grauer Schnurrbart war so lang, dass ich sein Ende nicht sehen konnte. Er schrie mich an: ›Wer ist dein Meister?‹, und ich antwortete: ›Makoma, der größte Held‹, da packte mich der Mann, riss ein Haar aus seinem Schnurrbart und fesselte mich an diesen Baum.«

Makoma war sehr erzürnt, sagte aber nichts. Er schnitt mit seinem Fingernagel das Haar, das dick und stark wie eine Palmfaser war, entzwei und befreite seinen Freund.

An den zwei folgenden Tagen widerfuhr Gwisa und Chimoto das gleiche Schicksal, und so beschloss Makoma am vierten Tag, die anderen auszuschicken zum Bäumefällen und selbst auf den Mann aus dem Fluss zu warten.

Die drei Riesen verließen das Lager, Makoma fegte und reinigte den Platz und hängte das Wildbret über das Feuer. Die Mittagsstunde kam, die Sonne stand senkrecht am Himmel,



und Makoma hörte ein lautes Rauschen unten vom Fluss. Er sah hinab und erblickte den Kopf und die Schultern eines enormen Mannes über dem Wasser, und – tatsächlich, im Flussbett und den Fluss entlang, so weit man sehen konnte, ringelte sich der graue Schnurrbart des Mannes und verlor sich in der blauen Ferne.

»Wer bist du?«, brüllte der Flussgeist und trat aus dem Wasser.

»Ich bin Makoma, und das heißt ›Größer! Sag mir deinen Namen, bevor ich dich erschlagen werde, Flussmann.«

»Ich bin Maugiri«, brüllte der Flussgeist. »Der Fluss ist mein Reich, und mein grauer Schnurrbart ist der Nebel, der über dem Wasser hängt. Ich bin der Größte von allen, und ich binde und fessele alle, die mir zu nahe kommen!«

»Mich wirst du nicht binden!«, rief Makoma, sprang auf ihn zu und schlug ihn mit seinem Hammer. Der Flussgeist aber war über und über mit Schlamm bedeckt, der Eisenhammer glitschte, ohne eine Schramme zu hinterlassen, von seiner grünen Brust.

Makoma strauchelte. Er versuchte, sein Gleichgewicht zu halten, und schon schwang der Flussgeist eines seiner Schnurrbarthaare um Makoma und wickelte ihn ein.

Einen Moment lang war Makoma hilflos, unfähig, sich zu rühren, und das Schnurrbarthaar schnitt in seine Muskeln und würgte seinen Hals, aber dann bekam er einen seiner Daumen frei, zerschnitt mit dem Daumennagel die Fessel und sprang zurück.

Der Flussgeist brüllte wütend, lehnte sich vor und streckte seine riesigen grünen Hände aus, um Makoma zu greifen. Makoma aber warf Laub und Erde über das schlammige Haupt Maugiris, packte seinen Eisenhammer, schlug erneut zu, und dieses Mal glitt der Hammer nicht ab. Maugiri fiel um und bat um sein Leben.

»Geh zurück in deinen Fluss, Maugiri«, rief Makoma, »und lass meine Freunde, die drei Riesen, in Ruhe!«

Die Sonne sank, Wapiri, Gwisa und Chimoto kehrten mit Stämmen und Bauholz heim und freuten sich sehr, als sie erfuhren, dass Makoma den Flussgeist bezwungen hatte. Sie aßen das gebratene Fleisch und feierten bis tief in die Nacht hinein.

Als der Morgen dämmerte und die Riesen erwachten, saß Makoma schon am Feuer und wärmte seine Hände. Sein Gesicht war düster und verdrossen.

»In der Dunkelheit der Nacht kamen die Geister meiner Vorfahren zu mir«, sprach Makoma. »Sie sagten: ›Makoma, gehe weiter, du sollst keine Rast und Ruhe haben, bevor du nicht mit Sakatirina, dem Fünfköpfigen, gekämpft hast! Verlasse deine Freunde, denn von nun an sollst du allein gehen.««

Da waren die Riesen traurig und betroffen, und sie beklagten den Verlust ihres Helden. Makoma aber tröstete seine Freunde, nahm dann seinen Eisenhammer und machte sich auf den Weg, und sein Herz war schwer.

Makoma wanderte in den Westen, über wilde Gebirge und gefährliche Sümpfe, durchschritt tiefe Flüsse und ging viele Tage durch die große Sandwüste – bis er nach langer Wanderschaft eine Hütte erreichte. Sie stand zwischen zwei steilen Bergspitzen. In der Hütte saßen zwei wunderschöne Frauen.

»Grüß euch«, rief Makoma, »ist dies das Land von Sakatirina, dem Fünfköpfigen, den ich suche?«

»Wir grüßen dich, Großer«, antworteten die Schönen. »Wir sind die Frauen von Sakatirina. Deine Suche ist beendet, denn hier steht er, nach dem du verlangtest!«, und sie deuteten zu den beiden hohen Bergspitzen. »Dies sind seine Beine«, sagten sie. »Seinen Körper kannst du nicht sehen, er ist in den Wolken verborgen.«

Als Makoma hörte, wie ungeheuer groß der Fünfköpfige war, schauderte ihn. Doch ging er unbeirrt zu einem der beiden





Riesenfüße und schlug mit aller Macht seinen Eisenhammer dagegen. Nichts geschah. Makoma schlug ein zweites Mal, schlug wieder und wieder, bis er endlich aus weiter, weiter Ferne eine müde Stimme hörte: »Wer ist es, der an meinem Fuße kratzt?«

Makoma schrie, so laut er konnte: »Ich bin es, Makoma, den man ›Größer‹ nennt«, und er horchte, vernahm aber keine Antwort.

Da suchte Makoma alles Buschwerk, trockene Zweige und Bäume zusammen, häufte es zu einem riesigen Haufen um das Bein des Riesen und zündete das Holz an.

Dieses Mal antwortete der Riese. Seine Stimme war furchtbar; denn sie war das Grollen des Donners über den Wolken. »Wer ist es«, donnerte er, »der das Feuer entfachte, das zu meinen Füßen schwelt?«

»Ich bin es, Makoma«, schrie der Held. »Ich komme von weit her. O Sakatirina! Die Geister meiner Vorfahren geboten mir, dich zu suchen und mit dir zu kämpfen, damit ich nicht fett und müde würde.«

Eine Weile war alles still, dann sprach der Riese, und seine Stimme war sanft. »Es ist gut, Makoma«, sagte er, »denn auch ich bin müde und überdrüssig geworden. Kein Mann ist so groß wie ich, und daher bin ich sehr einsam. Wir wollen kämpfen! Sieh dich vor!« Er bückte sich plötzlich, ergriff den Helden mit einer Hand und schleuderte ihn zu Boden. Und ho!, statt zerschmettert liegen zu bleiben, schoss neues Leben in Makomas Glieder. Er sprang auf, stärker und mächtiger denn je, schlang seine Arme um Sakatirinas Hüften und rang mit ihm.

Stunde um Stunde kämpften sie, Berge zerbrachen unter ihren Füßen und rollten wie Kieselsteine ins Land. Makoma schwang seinen Eisenhammer, Sakatirina warf Felsen auf den Helden – aber keiner konnte den anderen bezwingen. Zuletzt, am zweiten Tag, hatten sie sich so fest umschlungen, dass kei-



ner der beiden mehr freikam. Ihre Kräfte schwanden, und als die Sonne sank, fielen sie, ineinander verschlungen, bewusstlos zu Boden.

Sie erwachten im Morgengrauen, und Mulimo, der große Weltgeist, stand vor ihnen. »O Makoma, o Sakatirina!«, sagte der große Weltgeist. »Ihr Helden! Ihr seid zu groß für diese Erde. Ich will euch zu mir über die Wolken nehmen. Dort soll von nun an euer Wohnsitz sein.«

Und als Mulimo, der große Weltgeist, so gesprochen hatte, wurden die beiden Helden für alle Menschen auf der Erde unsichtbar, und man hat sie nie wieder gesehen.